



*Ordnende Dinge
in unordentlichen
Zeiten*

*Die „kulturelle Gelegenheit“
des 16. Jahrhunderts*

Zeichnet sich das 16. Jahrhundert – immer aus selbstbespiegelnd europäischer Perspektive – durch eine außergewöhnlich dramatische Gesamtdynamik aus? Im Blick der Zeit: Ja, denn am Jahrhundertende habe der „status mundi [...] eine grosse mercklich verenderung“ erfahren, so der Satiriker Johannes Sommer 1606 in seiner „lustigen Beschreibung der heutigen neuen Welt“;¹ im Urteil unserer heutigen Epochenhistoriografie aber eher weniger, denn benachbart sind ein 15. Jahrhundert, dem ebenfalls eine „Krise“, allerdings in „Beharrung“ unterstellt, sowie das 17., dem gleich eine „general crisis“ zugeschrieben wurde.² Die Spezifik der Jahrzehnte um und nach Luther und Kolumbus besteht also weniger in einem singularär hohen Ausschlag eines Krisenbarometers. Vielmehr zeichnet sie ein besonderes Quellenphänomen aus: Die Zeit generiert und etabliert, so die Behauptung, krisenbedingt eine besonders hohe Zahl an neuen, ausdrücklich auch dinglichen Medien der materiellen Kultur, deren zeitliche Übereinstimmung mit der immateriellen Dynamik – Weltbildwandel, Glaubenskonflikt, Informationsaufwuchs – kein Zufall ist.

Erzeugt nun der Wandel diese krisenspezifischen Objekte oder erzeugen sie ihn? Um eine klare Antwort verlegen – aber überzeugt von einem Ausstellungsethos, das den Exponaten mehr als einen bloß ereignisgeschichtlichen Illustrationswert beimisst – sei die Chiffre der „kulturellen Gelegenheit“ vorgeschlagen. Sie ist sanfter als die „Kopernikanische Wende“ und zugleich spezifischer als ein „Aufgang der Neuzeit“ oder eine „Welt im Umbruch“.³

Kulturelle Gelegenheit meint konkret, dass Wandlungserfahrung und Veränderungsdruck, kurz, dass die Krise der Jahrzehnte nach Luther und Kolumbus für begrenzte Zeit durchaus günstige Gelegenheit für kultur- und wissenschaftsgeschichtliche Neuord-

nungen boten. Diese Gelegenheit zeitigte keineswegs in allen kulturpraktischen Feldern Wirkung, schlug sich aber in recht heterogenen Dingen wie Globus und Anamorphose, wissenschaftlichem Instrument, Porträt und Naturabguss nieder. Grundsätzliche Aufgabe einer materiellen Kulturgeschichte von Krisenzeiten wäre es somit, deren jeweilige produktive Wirkung als „kulturelle Gelegenheit“ ebenso zu untersuchen wie das passive Ungenutzt-Lassen ebensolcher Gelegenheiten. Terminologisch wildert der Vorschlag in der älteren Kunstgeschichte, für die Wilhelm Pinder bereits 1924 den immer noch tragfähigen, wenn auch nicht unumstrittenen Begriff der „Formgelegenheit“ erfand.⁴

Störungen von Ordnung.

Anomalieerfahrung und Anomaliekompensation als „kulturelle Gelegenheit“

Störungen von Ordnung und ihre Verarbeitung sind kein exklusives Phänomen der Jahrzehnte um und nach Luther. Zur These steht gleichwohl, dass die „Objektivierung“ dieser Störungen eine messbare Zeitspezifik hat. Sie schlägt sich im Erzeugen, Bewahren und medialen Verarbeiten insbesondere materieller Zeugnisse nieder. Die „Gutenberg-Revolution“ beziehungsweise nach heutigem Sprachgebrauch „Medienwechsel und –wandel“ trugen das Ihre dazu bei, waren aber keineswegs alleine ursächlich für diese Kompensationsprozesse. Der zeitgenössische Medienaspekt, so wurde jüngst formuliert, beinhaltete vor allem die Konstituierung neuer „Beobachtungsverhältnisse“ zwischen immer „exzentrischeren“, also von sich selbst überzeugten oder isolierten Subjekten, die die „Verzeitlichung des Geschehens“ um sie herum und eine zunehmende Differenz immer deutlicher wahrnahmen.⁵ Die Zeit beobachtete sich selbst.

Drei „figürliche“ Beispiele für Strategien dieser Differenz-Objektivierung sollen vorab den breiten Rahmen der Beobachtungen abstecken helfen. Beginnen wir beim sinnlichsten Erfahrungsbereich von Anomalie, dem tierischen und menschlichen Körper. Das Anlegen von Skelettsammlungen um die Mitte des 16. Jahrhunderts ist eine heute etwas übersehene wissenschaftsgeschichtliche Begleiterscheinung zum Aufkommen der neuen Anatomie im Umfeld des Andreas Vesalius. Europaweit wurden nun in privaten Arztpraxen wie medizinischen Instituten Sammlungen exotischer und abnormer Tier- und Menschenkette angelegt.

1. Der Lange Anton. Ihren medialen Niederschlag hat die gewaltige Körpergröße des Anton Franckenpoint (Kat. 87), dem mit knapp zweieinhalb Metern Körperlänge seinerzeit wohl längsten Mensch Deutschlands, zunächst „nur“ in Flugschriften und Auftrittsplakaten gefunden (Kat. 88). Bemerkenswert ist dabei bereits, dass Antons Abweichung von der Norm schon zu Lebzeiten zum Beweis für die Regelmäßigkeit der Schöpfung und Glaubhaftigkeit der Bibel umgemünzt wurde. Sein 1583 in Straßburg gedrucktes Porträt (Abb. 1) führt in seiner langen Beischrift ausdrücklich auf, dass derart abnorm *langleibige* Menschen der Gegenwart als ein Beweis für abnorm *langleibige* Urväter des Alten Testaments wie Methusalem oder Noah interpretiert werden dürfen. Das

Außergewöhnliche oder Maßlose der Gegenwart wird zum Rechtfertigungsvehikel für Widersprüchliches in der Heiligen Schrift, gemäß einem modern-strategischen „Und-die-Bibel-hat-doch-Recht“. Doch mit dieser medial verarbeiteten Kompensation von Anomalie nicht genug: Unmittelbar nach Antons Tod wurde sein Leichnam 1596 in der Helmstedter Universität skelettiert und stand anschließend jahrzehntelang als Ausweis des Abnormen neben dem Rednerpult mitten im Helmstedter medizinischen Hörsaal.⁷ Mit der ostentativen Dauerpräsenz dieses grenzwertigen Körpers wurde dort eine mahnende Varianzerfahrung zum Lehrprogramm, die schon ein Jahrhundert zuvor Albrecht Dürer machen musste. Bei seinen Proportionsforschungen zur Regelmäßigkeit des menschlichen Körpers fand er eben keine verborgene, letztgültige Regel dessen, was das Schöne und was das Hässliche am Menschenkörper ausmacht (Kat. 151), und das man als geheimen Plan aus Gottes Schöpfung „herausreißen“ könne.

2. Der Vitzliputzli. Als besondere Unordentlichkeit und Normabweichung im Abgleich mit christlicher Schöpfungsgeschichte einerseits und paganem antiken Normwissen andererseits erwies sich im Fortlauf des 16. Jahrhunderts die Existenz eines bislang unerkannten Kontinents samt unbekannter Fauna, Flora und Bewohner. Kompensiert wurde zunächst mit dem Vorwurf an Amerika, es sei ausgesprochen unordentlich. Martin Luther siedelte die Unordentlichkeit ausdrücklich in der Neuen Welt an. Nicht nur, dass von dorthier allerlei Krankheiten mit Weltuntergangscharakter kämen (Kat. 96) – im dortigen Land „Canibalo“, dem Land der Kannibalen, herrsche besonders viel Mangel an „politia“ (Ordnung): „ubi nulla est politia, sed bestiae sunt“.⁸ Luther mag um 1530 seine Kenntnisse von den „Homines in Canibalo“ aus den zahlenmäßig anwachsenden, unappetitlichen Abbildungen der Bewohner der „Terra Cannibalorum“ gezogen haben, die von Beginn an die ethnologischen Einzeldarstellungen der Indigenen Amerikas ebenso bestimmten wie die frühen Kartensymbole auf Amerikakarten (Kat. 18 und 22). Noch ein gutes Jahrhundert später wird das harmlose silbervergoldete Kultbild einer wohl mesoamerikanischen Tiergöttheit (Kat. 67) dafür herhalten müssen, in einem ethnologischen und zugleich warnenden Traktat die Götzenanbetung im fernen Amerika zu verurteilen.⁹ Man kannte die ikonografische und kultische Bedeutung dieses sogenannten Vitzliputzli nicht im Mindesten, er ließ sich deshalb leicht als Indiz für schauerlich-perverse

Abb. 1 Bildnuß Antonij Franckenpoint auß Gellern [...] Straßburg 1583, Holzschnitt, Typendruck. The British Museum, London, 1867,0713.171



Abb. 2 Darstellung vom Vitzliputzli und einem Reliquiar. In: Johann Jacob Leibnitz: *Inclutae Bibliothecae Norimbergensis Memorabilia [...]*. Nürnberg 1674, Abb. zu S. 22, Radierung. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg, 4° W. 412 (vgl. Kat. 67)



Kulte fernab Europas instrumentalisieren. Als „kulturelle Gelegenheit“ erwies sich für einen Illustrator des 17. Jahrhunderts dabei die Gleichsetzung des heidnischen Idols mit dem alten, überholten katholischen Heiligenkult: In Johann Jacob Leibnitz' Nürnberger Bibliotheksführer wird der Vitzliputzli ungeniert und tendenziös zusammen mit einem katholischen Reliquienkasten abgebildet (Abb. 2). Im Bild sind altgläubige Heiligenverehrung und indianischer Götzendienst einander gleichgestellt.¹⁰

3. Sonnenfleck und Fernrohr. Zuvorderst aber waren es naturwissenschaftliche Unschärfen, Wissensverschmutzungen und fragile Wissensstände, die sowohl in graduellen wie absoluten Ordnungsgefügen Sprengkraft entfalteten und Medienimpulse brachten. Eine besonders verstörend anschauliche, kosmologische Wissensverschmutzung kam mit den „Maculae Solares“ ans Licht: Auf der gleißend hellen Sonnenscheibe, Sinnbild der unbefleckten Empfängnis Mariens und des Schöpfergottes selbst (Psalm 84,12), bewegen sich ständig kleine, formverändernde Sonnenflecken (Abb. 3). Erst in ihrer Vergrößerung durch die brandneu entwickelte Fernrohroptik wurde ihre andauernde Existenz Gewissheit, noch dazu zeitgleich und unabhängig in mindestens vier verschiedenen Teilen Europas.¹¹ Über das Zustandekommen der Sonnenflecken entbrannte sofort eine Kontroverse. Der konservativen Partei war an einer Ehrenrettung der unberührten, reinen Sonne gelegen; der Jesuit Christoph Scheiner publizierte Sonnenflecken deshalb – sicherheitshalber unter Pseudonym – als Schatten bislang unbekannter Sonnenmonde, die

die Sonnenoberfläche unverseht ließen. Der progressive Galileo Galilei hingegen verwarf Scheiners „a priori Argument“¹² einer unbefleckten Sonne. Er sah die Flecken mit der Sonnenoberfläche verbunden, mochte dies noch so unziemlich für jenes Gestirn sein, dem Copernicus kurz zuvor gerade seiner strahlenden Reinheit wegen den Thron unter den Himmelskreisen zugebilligt hatte.¹³

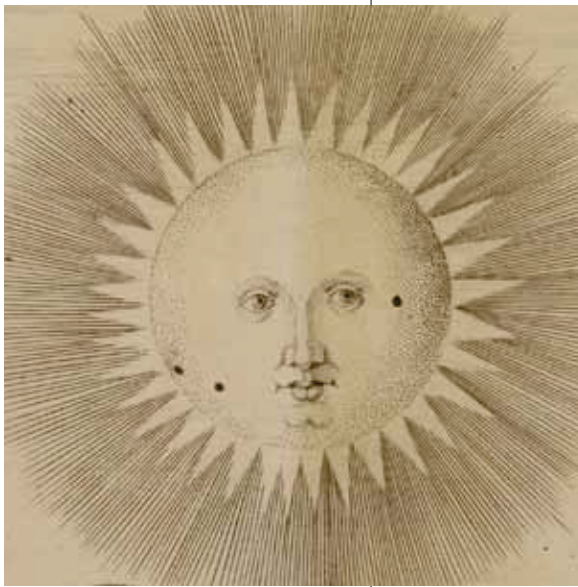
Zur publizistischen Veranschaulichung dieser Kontroverse erwies sich die alte astronomische Mitteilungssemantik von Text, Zahl, Tabelle und Diagramm wenig geeignet. Wir verdanken der Sonnenflecken-Debatte um 1613 deshalb einen wichtigen Schub hin zur prozessualen, seriellen Wissenschaftsillustration. Scheiner und Galilei waren sich zwar uneins, veröffentlichten ihre „Messergebnisse“ aber in gleichermaßen anschaulichen Illustrationen der Fleckenwanderungen als Prozess, wichtige

Voraussetzung für das bis heute gültige Postulat des „Kollektiven Empirismus“,¹⁴ wonach der Betrachter und Leser die fremden Forschungsdaten selbst neutral sehen und interpretieren darf und soll. Galileo erfand zur Dokumentation der Veränderung der Flecken noch dazu ein Projektionsverfahren, mittels dessen er täglich die Sonnenfleckenwanderung auf einem Blatt Papier nachzeichnen konnte. Die Sonne warf dabei ihr Licht direkt auf die Zeichenfläche. Die formgebende Natur selbst wurde, ganz ähnlich einem Naturabguss, zum wissenschaftlichen Dokumentationsprinzip für sogenannte „Phänomene“, dem Leitbegriff der kommenden Jahrzehnte.

***Komplexitätserfahrung und Komplexitätsreduktion.
Kommentare und Medialisierung***

Galileis bildgebendes Fernrohr stand um 1600 schon wieder eher am Ende eines anderen technikgeschichtlichen, 1530 aufgekommenen Booms, als eine wahre Explosion neuer, teils ausgefallener Typen von Messinstrumenten einsetzte. Im Verlauf des 16. Jahrhunderts wurde eine nie dagewesene Zahl an neuen, hochspeziellen wissenschaftlichen Mess- und Darstellungsinstrumenten entwickelt, deren praktische Anwendbarkeit nicht selten in Frage steht, und die somit ebenfalls zeittypische Unschärfeerfahrungen eher repräsentieren und kompensieren halfen, als sie tatsächlich zu lösen (Kat. 148). Perspektivische und Geschützaufsätze, Schrittzähler und Polyedersonnenuhren besitzen als Gegenstände unabhängig oder neben ihrer vermeintlichen Spezialfunktion immer auch eine Ikonografie

Abb. 3 Sonne mit Flecken, 1616,
Kat. 94 (Detail)



der Weltbewältigung. Denn zumindest hypothetisch lässt sich mit ihnen messend etwas bewältigen, was langsam der Beherrschung entglitt: die unaufhörliche Zunahme an Wissen und der Verlust unverrückbarer, ewiger Wahrheiten, aus welcher Perspektive auch immer man sie betrachtete. Multiperspektivität, wie sie optisch am augenfälligsten im Anamorphosen-Boom zutage trat (Kat. 154), fand zwar erst zaghaft ihre Befürworter. Vordenker wie Giordano Bruno formulierten aber bereits die Kontingenzerfahrung der Moderne: „Dass in allen Dingen Wechsel herrsche“ sei die geheime Absicht der göttlichen Schöpfung, und nicht eine dauerhafte Konstanz.¹⁵

Dabei war es gar nicht die Generation der großen „Veränderer“ Kolumbus und Luther, die sich zunehmenden Komplexitätsdrucks wegen quälten. Kolumbus persönlich war nicht sonderlich von seinen Neuen Inseln irritiert, war mit ihnen (vermeintlich) sogar vertraut, da er sich in Ostasien wähnte.¹⁶ Martin Luther sah sich im rigorosen Schriftprinzip seiner Sola-Scriptura-Forderung wunderbar geborgen, wie überhaupt in dergleichen „Normativer Zentrierung“, also dem Ausweg aus der theologischen und kirchlichen Komplexitätskrise mittels strengem Schriftbezug, von der jüngeren Forschung ein Grundprinzip frühen Reformationsverständnisses erkannt wurde.¹⁷ Alltagsrelevant an „Novitates“ aus der Ferne waren für Luther allenfalls angebliche exotische Krankheitserreger (Kat. 96). Wohl nahm er seine Zeit als fortschrittlich war, der Veränderungsdruck sei aber nur Vorzeichen fürs nahe Weltende: „Ich will myrs aber auch widderumb niemand nehmen lassen, das ich halt, der Jungst Tag sey nitt fern.“ Dazu „bewege“ ihn die Vielzahl von Neuem: eine immer moderner werdende Architektur, das Aufkommen neuer Speisen, Wandel der Kleidermode, weltweiter kaufmännischer Umtrieb (der „alle Welt vorschlinget“), Innovationen in Malerei und Druckgrafik, Buchdruck, Waffenwesen –

und allgemein der Zuwachs an Bildung, wenn heute, so Luther, „eyn Knab von tzwentzig Iaren mehr kann, denn tzwentzig Doctores kundt haben“.¹⁸ Luther nahm den Wandel also wahr, verbuchte ihn jedoch unverzüglich als Prodigium für unmittelbare Endzeitnähe. Er betrieb 1522 mit dieser Sinnzuschreibung eigener Komplexitätserfahrungen das, was Sozial- und Handlungstheorie als „Komplexitätsreduktion“ bezeichnen. Er geht um mit der beängstigenden „Überfülle des Möglichen“, wie es Niklas Luhmann nennt.¹⁹

Eine solche Überfülle wurde nicht nur angesichts immer schnellerer Modernisierungsschübe empfunden. Auch die schiere Menge des Wissensaufwuchses

war gewaltig. Amerigo Vespucci war sich sicher, dass der berühmteste Zoologe des Altertums, Plinius der Ältere, nicht einmal ein Tausendstel der exotischen Tiere gekannt habe, die er, Amerigo, in der Neuen Welt gesehen hat. Wie nur hätten sie alle in die Arche Noah gepasst?²⁰ Auch die Zahl der Wissenden nahm zu – greifbar in Luthers Rede vom zwanzigjährigen Knaben, der jetzt so viel wisse wie früher zwanzig Doktoren. All dies bedurfte eines neuen Wissensmanagements,²¹ das einen Boom an Kompendien- und Referenzliteratur auslöste. In einer wissenschaftsgeschichtlich vorher unerreichten Dichte erschienen nach 1540 zeitgleich Pionierwerke neuester spekulativer und deskriptiver Grundlagenforschung, voran Copernicus' „De Revolutionibus“ (Kat. 28–29) und Vesals „Fabrica“ (Kat. 78–79), mit kompilierenden Fachencyklopädien wie Münsters Kosmografie (Kat. 52), Gessners Tierkunde (Kat. 136) oder Agricolas Bergbaukunde (Kat. 145). Begleitet wurde diese Spezialisierungs- und Kompendienliteratur vom Florilegien-Genre, von „Polyantheae“, „Theatrae“ und „Calepinos“;²² gerade so, als evoziere provokante Wissensenerweiterung, von der Neue-Welt-Karte bis zur astronomischen Hypothesenschrift, zwangsläufig auch komplexitätsreduzierende Begleit-Genres der Wissenssicherung und Rückvergewisserung. Alte Autorität und Exklusivität gerieten dabei unter die Räder. Autoritätensturz wurde ein Marketingkonzept. Leonhart Fuchs etwa stichelte in den 1530ern mit reißerischen Buchtiteln wie „Errata recentiorum medicorum“ oder „Paradoxorum medicinae“ lautstark gegen die jahrhundertlang kanonische arabische Medizin.²³

Die Kompendien, Florilegien und Übertragungen ins Deutsche wurden nicht mehr ausschließlich von Fachleuten verfasst. Ulrich Zwingli ärgerte sich 1524 über den Bildungsgrad einfacher Schichten: Es seien „kue- und genshirten yetz geleter denn ire theologi“. Im selben Jahr kommentiert Christoph Scheurl gegen-

über dem päpstlichen Nuntius, dass „der gemeine Mann jetzt in einem Tage mehr lese als sonst in einem Jahre“. ²⁴ Ein Übriges tat der Zuwachs an volkssprachlichen Publikationen, der in der lateinischen Akademikerwelt Panik auslöste: „Sie schreiben alles auf Deutsch!“ empörte sich Erasmus 1523 in Sorge, als elitärer Lateiner nicht mehr wahrgenommen zu werden, mochte er auch noch so Kluges publizieren. ²⁵ Zusätzlich zu steter Modernisierung und Mengenzuwachs konfigurierten diese Wissensberge auch mehr und mehr untereinander, und dies als übergreifende europäische Erfahrung: „We haue euey daye seuerall newes, and sometyme contraries, and yet all put out as true“, täglich trafen neue Nachrichten ein, manche davon widersprüchlich, und trotzdem werden alle als wahr hingestellt, klagt Henry Radclyffe, der vierte Earl of Sussex, 1569 aus London seinem Bruder. ²⁶

Distanzbewältigung. Globus und Porträt

Zwei neue Wissensmedien außerhalb dieser komplizierten Bücherwelt zeitigten ihre besonders komplexitätsreduzierende Wirkung gegenüber diesem Zuviel an Menschen und Zuviel an Orten: Globus und Bildnis. Sie sind besonders anschaulicher Ausfluss der Komplexitätserfahrung als „kultureller Gelegenheit“ im 16. Jahrhundert. Das Aufkommen von Porträts unterschiedlicher Dimension, künstlerischen Aufwands, Wertes und Verbreitung, vom Meistergemälde (Kat. 1) und repräsentativen Standesporträt (Kat. 86) bis zu trashiger Radierung und kleinstformatigem Amateurstich (Kat. 101), wurde von der Kunstgeschichte vielfach untersucht. ²⁷ In einer Hinsicht ist der Aufstieg des Porträts aber vielleicht noch unterbewertet: in seiner Rolle als „Reagens“ auf das Ende der spätmittelalterlichen Face-to-Face-Gesellschaft, in der Vertrauen in Information eng an das Vertrauen in den persönlich bekannten Informanten am vertrauten Ort geknüpft war. Im neuen und an Wertigkeit höchst flexiblen Repräsentant „Bildnis“ ließ sich abstraktes Wissen über fremde Zeitgenossen, über ferne Meinungsmacher wie Luther und böse Päpste, über weise Herrscher (Kat. 131) wie angebliche Spinner (Kat. 158) ehrlich oder denunziatorisch verbreiten und konsumieren, obwohl man diese Menschen Face-to-Face nie würde kennenlernen. ²⁸ Auch wenn das Bildnis an sich oft wenig Informationswert besitzt, kompensiert es Misstrauen ins Fremd-Ferne, mit dem Appell an den Betrachter: Ja, es gibt diesen Menschen wirklich!

Wirklichkeits- und Realitätsverdichtung gewährte auch der Erdglobus, nun nicht personell wie beim Porträt, sondern räumlich. Er war verhältnismäßig unantik ²⁹ und gänzlich unbiblich, verursachte so kaum Autoritätskonflikte mit „den Alten“ oder der Heiligen Schrift. Er modelliert immer ein Weltganzes. Seiner zwangsläufigen Weltumspannung wegen ordnet ein Globus ebenso zwangsläufig immer alles Wissen über die Welt auf überschaubarer Fläche, freilich in Auswahl und generalisierend. Globen und ihre

Bilder selektieren, reduzieren und kompensieren so automatisch eine zunehmende Wissensflut. Sie tun dies aber nicht für die weitgereisten Erzeuger des neuen Weltwissens, sondern für die Daheimgebliebenen. Korrekt als „erstaunlich“ bewertet wurde, dass die frühe Globenproduktion gerade nicht in den Seefahrernationen Italien, Spanien und Portugal betrieben wurde, ³⁰ wo sich seit 1492 empirisches Wissen um die Neue Welt rasch und vielfältig sammelte. Vielleicht lag ihr Herstellungszentrum mit Nürnberg, den Rheinlanden und Flandern auch deshalb im Binnen- und Hinterland, weil dort die Unerreichbarkeit der iberischen Terrae Novae besonderer Distanzbewältigung bedurfte.

Gerade für die Nicht-Seefahrer unter den Gebildeten scheint es die Frage des Jahrhunderts gewesen sein, ob, wo, in welchem Maße und „bis wann?“ immer wieder unbekannte Territorien zutage treten würden. Auf Globen und Karten der Neuen Welt lässt sich dieses Anwachsen als Phase der Unsicherheit wie des Aufbruchs in nuce nachvollziehen, wenn etwa zum Jahrhundertbeginn Amerika noch völlig fehlt (Kat. 21), zum Jahrhundertende hingegen der Antagonismus Eurasien / Alte Welt versus Amerika / Neue Welt seinen bis heute gültigen kartografischen Standard gefunden haben wird (Kat. 54). Eine weitere Klammer schloss sich, eher traurig-melancholisch, ebenfalls um 1600: Während man Beschriftungen mit Aufbruchsstimmung auf frühen Globen- und Weltkartentexturen geschätzt hatte, indem Territorien als ihrer „Größe wegen noch nicht durchwandert“ etikettiert (Ruyschs Karte von 1507, Kat. 48) oder mit „bis hierher ist noch niemand gekommen“ zum Projekt erklärt wurden (Schöners Globus von 1520, Kat. 57), machte sich zum Ende des Jahrhunderts Enttäuschung breit. Es keimte der Verdacht, „das[s] kein Winkel, wie man pflegt zusage[n], zu finden, der nit durchgesucht worden“ sei; ³¹ dass, um ein modernes Wort zu gebrauchen, die Neue Welt also bereits überforscht sei. Diese neue Erfahrung von Enge äußert sich auch im Kartografischen, wenn dem Kartennarr (Kat. 185) unterstellt wird, er glaube mit bloßer Kenntnis der irdischen Welt – einer „Welt im Kopf“ ³² – die großen Lebensfragen beantworten zu können.

Ein kluger aktueller Vorschlag zur Frage, was denn die Frühe Neuzeit kommunikations- und sozialgeschichtlich im Kern ausmache, nennt den immer stärkeren „Einbezug des Abwesenden“ ³³ in die europäische Gesellschaft. Das Abwesende, weit entfernte Orte und Ereignisse sowie Geschehnisse jenseits der „laufenden Gegenwart des Handelns“, drang unausweichlich ins Alltagsleben der Zeitgenossen vor. Dies konnte sich medial-indirekt im Flugblatt über die „Türken vor Wien“ (Kat. 106) ebenso äußern wie im greifbaren exotischen Artefakt, das diese fernen Orte und Ereignisse repräsentiert, egal, ob Papagei, Kamel, Kolibri-Feder oder neuspanisches Silber. ³⁴ Zur These stünde, dass Anwesendes, also verfügbare Materialisierung oder gar Verlebendigung des Fernen, ein eigenes Ordnungspotenzial zu entfalten vermochte, also viel mehr als nur außergewöhnlich war. Für den Papagei ist

dies ausführlich untersucht worden, man könnte regelrecht von einer „Ordnungskraft des Papageien“ im europäischen Umgang mit dem Exotischen sprechen. Dabei brauchte dieses Ordnen kein zoologisch oder tierschutzgemäß korrektes zu sein, und es ging auch nicht vom Tier selber aus. Der Papagei z.B. wurde aus dem Paradiesisch-Exotischen in einen völlig anderen Ordnungsraum umgeordnet, nämlich den konfessionellen. Bruce Thomas Boehrer hat am Beispiel von Papageien als europäischen Haustieren des 16. Jahrhunderts dargelegt, wie sich die ursprünglich positive Konnotation des Tiers (Kat. 72) als paradiesisch, marianisch und – zu seinem späteren Nachteil – als päpstlich im Verlauf des 16. Jahrhunderts zum anti-papistischen Luxuria- und Dummheitsattribut reduzierte. Papageien waren auf einmal nicht mehr schön-exotisch, sondern dumm-katholisch. Im reformierten England galten sie um 1580 als Ausgeburten römisch-katholischer Luxuria, ja als Vorboten subversiver Rekatholisierungsbestrebungen; katholische Priester wurden als Papageien beschimpft, weil sie altmodische Nachplapperer seien.³⁵ Eine komplette Umordnung des exotischen Tieres hatte stattgefunden.

**Exempel Abguss und Anamorphose.
Radikale Objekte als Reagens eines
neuen Ordnungsbedarfs?**

„Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, in jener Epoche, die man zu Recht oder zu Unrecht das Barock genannt hat, hört das Denken auf, sich in dem Element des Ähnlichen zu bewegen. Die Ähnlichkeit ist nicht mehr die Form des Wissens, sondern eher die Gelegenheit des Irrtums, die Gefahr der man sich aussetzt, wenn man den schlecht beleuchteten Ort der Konfusionen nicht prüft.“³⁶

So datiert Michel Foucault in seiner „Ordnung der Dinge“ den wissenschaftsgeschichtlichen Turn von der Suche nach Ähnlichem hin zur Faszination des Unähnlichen. Dahingestellt, ob

Abb. 4 Angeblicher Naturabguss einer Eidechse, Umkreis Wenzel Jamnitzer, um 1540/50, Kat. 132



seine relative Spätdatierung stimmt, Voraussetzung war sicher die Selbstwahrnehmung des vorangegangenen Jahrhunderts als ein solches der Veränderung, Konfusion und „points of no return“. Die Welt um 1600 empfand sich gegenüber jener um 1500 als irreversibel verändert.³⁷ Die europäischen Bewertungen von „Luther, Kolumbus und den Folgen“ variierten dabei aber stark. Spanische Historiker schwärmten vom Epochalen ihrer Generation, ja scheuten nicht die Gleichsetzung mit christlicher Zeitenwende und Jesu' Erlösungstat: „Das größte Ereignis der Menschheitsgeschichte, ausgenommen Jesu' Kreuzestod, ist die Entdeckung Neuindiens gewesen“, so der Cortés-Vertraute López de Gómara in der Jahrhundertmitte über den „descubrimiento“ zum Jahrhundertbeginn. Martin Luther hingegen war noch kurz vor seinem Tod die Existenz eines vierten Erdteils egal: „Denn die Welt ist in drei Teile geteilt, die nennt man Europa, Afrika, Asien“,³⁹ konstatierte er 1545 in seiner Schrift „Wider das Papsttum in Rom“, weil er dieser Dreifaltigkeit der Kontinente zur Auslegung der dreiteiligen Papsttiara bedurfte. Gleichwohl war sich auch Luther, sonst jeder Ambivalenzreflexion und Konfusionsangst eher abhold, bewusst, dass es keine Rückkehr zu alten Zuständen mehr geben würde. Bereits beim jungen Reformator klingt Furcht vor Irreversibilität an, wenn er sich schon ein halbes Jahr nach Veröffentlichung seiner 95 Thesen sorgt „Allein es war nicht meine Absicht noch Wunsch, daß sie allgemein verbreitet werden sollen“ (Kat. 8c). Auch Luther schwante ein konfessioneller „point of no return“, lange vor der Confessio Augustana von 1530, mit der man die Irreversibilität der Reformationsergebnisse gemeinhin datiert.

Naturabguss und Anamorphose. Radikalität und Ambivalenz sind dabei die beiden äußeren Reaktionspole der Veränderungserfahrung um 1520/30, die sich, so stand es eingangs zur These, in besonders „neuen“ Artefakten kristallisiert. Die Kunstgeschichte pflegte solches bisher mit anderen, eher stilphänomenologisch-chronografischen Etiketten wie Manierismus, Naturalismus oder Spätrenaissance zu erklären. Alternativ im Raum stünde ihre Bewertung als „Reagens“. Ein Reagens löst aus und zeigt zugleich an, d.h. wird hier als Auslöser und zugleich Anzeiger oben aufgeführter Veränderungserfahrung verstanden. Zwei Exponatgruppen, Naturabguss (Kat. 132–135) und Zerrbild (Kat. 154), besitzen diesbezüglich besonders doppelbödigen Reagens-Charakter. Ihr Aufkommen fand nicht zufällig in den Jahrzehnten zwischen Confessio Augustana und Augsburger Religionsfrieden statt, als sich zwischen 1530 und 1555 Radikalitätserfahrungen und – im Sinne Foucaults – Irrtumsängste besonders hoch entwickelten. Im Foucault'schen Wortsinn manifestiert sich im Naturabguss ein absolutes „Ähnlichkeitsbedürf-

Abb. 5 Frontale Ansicht der Zimmernschen Anamorphose, wohl 1535, Kat. 154 (Detail)



nis“ als Bedürfnis nach letztgültiger Norm und Perfektion, in der Anamorphose hingegen die zunehmende Unschärfeerfahrung der Zeit, das Zusammenbrechen aller Eindeutigkeit.

Im europäischen Kunsthandwerk existierten um 1535 zwei relativ kurz gepflegte, „radikale“ Formideale. Stilistisch bricht sich in der Goldschmiedekunst ein extremer Purismus Bahn, der Gefäßformen im Goldschmiedehandwerk auf strenge symmetrische Umrisse bei weitgehend glatt belassenen Flächen beschränkt. Neben einem Nürnberger Goldpokal⁴⁰ wird dieser Purismus vor allem in einem Paar Augsburger Brotschalen evident (Kat. 42), das „zum Schönsten“ zählt,⁴¹ was protestantisches Silber hervorbrachte. Radikal an ihnen ist dabei keineswegs der Luxusverzicht, wie bei den zwinglianischen Holzgefäßen (Kat. 39, 40). Denn der goldschmiedehandwerkliche Bearbeitungsaufwand dieser „bauhäuslerischen“ Gefäße war groß und wohl höher als beim dekorfreudigen Standard der Zeit. Radikal ist vielmehr der Ansatz, ein Sola-Forma-Prinzip analog zum Sola-Scriptura-Prinzip der Theologie zu entwickeln. Die Kunstgeschichte dieses hier lediglich kurz beobachteten Formradikalismus um 1535 ist allerdings noch nicht geschrieben. Ebenso kompromisslos und mutig – und in der Forschung weit mehr beachtet⁴² – ist um 1540 eine zweite kunsthandwerkliche Radikalität zu beobachten (Abb. 4): Mit Wenzel Jamnitzer in Nürnberg (Kat. 132, 134, 135) und Bernard Palissy in Paris (Kat. 133) versuchten sich ein fränkischer Goldschmied und ein französischer Keramiker als „divino artista“, als gottgleicher Künstler. Zeitgleich und vermutlich unabhängig voneinander modellierten sie, jedenfalls zeitgenössischem Sagen nach, ihre Naturmotive wie „Tierlein, Würmlein, Kräuter und Schnecken“⁴³ nicht mehr in bildhauerischer Tradition nach dem Vorbild der Natur, sondern gossen oder pressten sie 1:1 aus Formen, die von den toten Tierkörpern unmittelbar abgeformt worden waren. Jede

Gestaltungswillkür scheint überwunden, je nach kunstsoziologischer Perspektive verschwindet der naturabbildende Künstler ganz hinter der Natur als eigentlicher Gestalterin, oder er schwingt sich zum Schöpfergott auf, weil er es vermag, besser als ledigliche Abbildner die Schöpfung in Perfektion zu wiederholen.

Sind mithin puristisches Renaissancegefäß und Naturabgüsse unbedingt und radikal, so entwickelt die Zeit in der Anamorphose (Abb. 5), griechisch „Umgestaltung“, einen künstlerischen Kontrapost, eine gegenteilige Position höchster Bedingtheit, Ambivalenz und – in der Bedeutung des Wortes – Multiperspektivität. Der Betrachter einer Anamorphose, hier der „Zimmernschen“ (Kat. 154), erblickt zunächst die völlige Unordnung. Er kann außer Schlieren nichts erkennen. Erst im Einnehmen zweier (!) neuer, ungewohnter Betrachterstandorte schräg von der Seite enthüllen sich die verborgenen Bildinhalte (vgl. Abb. S. 254). Die Anamorphosenbegeisterung war noch im 15. Jahrhundert in Italien aufgekommen, zeitigte um 1530/40 einen ersten Höhepunkt und hielt dann bis ins 19. Jahrhundert an. Beiderlei Bedeutung, jene des normativen Naturabgusses wie der ambivalenten Anamorphose als gegenteiligen Zeugnissen „kultureller Gelegenheit“ eines unordentlichen Jahrhunderts, gilt es noch vertiefend zu würdigen. Ganz so „gemischt und regellos“⁴⁴ wie die Zeit gelegentlich dargestellt wurde, ist das Jahrhundert nach Luther und Kolumbus jedenfalls nicht gewesen. Vorausgesetzt, man traut auch seinen dinglichen Quellen ordnenden Charakter zu.

1 Sommer 1606, Vorwort; vgl. auch Schulze 1987, S. 294.

2 Heimpel 1965. – Trevor-Roper 1959.

3 Um die Titel einer Nürnberger (1952) und Augsburger (1980) Ausstellung zu zitieren.

4 Pinder 1924, S. 107.

5 Sandl 2011, S. 513–514.

6 Andreas Vesal und Felix Plattner in Basel, Volcher Coiter in Nürnberg, vgl. Kat. 86.

7 Kloth/Aumüller 2017 (im Druck).

8 Vgl. Anm. 20 des Beitrags von Thomas Kaufmann im vorliegenden Band.

9 So bei Dilherr 1662, vgl. Kat. 67.

10 So bei Leibnitz 1673, vgl. Kat. 67.

11 Galileo Galilei in Padua und Rom (Sommer 1609–Januar 1610, Anfang 1612; Christoph Scheiner in Ingolstadt (März–Oktober 1610); Thomas Harriot bei London (Dezember 1610–Frühjahr 1611); Johannes und David Fabricius im ostfriesischen Osteel (Frühjahr 1611); vgl. die Nachweise bei van Helden 1996, passim.

- 12** Van Helden 1996, S. 373.
- 13** Vgl. Anm. 8 des Beitrags von Andreas Kühne im vorliegenden Band.
- 14** Weiterführend Daston 2011.
- 15** „[...] et finalmente sii de tutte cose la vicissitudine“. Giordano Bruno: *La cena de le ceneri*. London 1584 (siehe Kat. 92), S. 91.
- 16** Burghartz 2004 passim. – Gumbrecht 1987, S. 232–233; vgl. den Beitrag von Pedro Martínez García im vorliegenden Band.
- 17** Grundlegend zur „Normativen Zentrierung“ Hamm 2006, mit älterer Literatur zur Begriffsgeschichte.
- 18** Adventspostille 1522. WA 10, Bd. 1, S. 95–96.
- 19** Luhmann 1970, S. 72.
- 20** Wallisch 2002, S. 25. – Boehrer 2011, S. 5.
- 21** Ausführlich Blair 2010.
- 22** Zu den Motivationen Blair 2010, S. 188–210.
- 23** Hasse 2001, S. 66–67.
- 24** Zit. nach Schulze 1987, S. 126.
- 25** Seidel Menchi 2014, S. 166.
- 26** Shaaber 1929, S. 241; auch bei Burke 2001, S. 237.
- 27** Vgl. etwa den Sammelband Tacke/Heinz 2011.
- 28** Repräsentation nach dem Tod (Dürer) und das Anwesendmachen von Abwesenden sind denn auch schon zeitgenössisch formuliert die beiden Hauptgründe für das Porträt. Laut Leon Battista Alberti um 1450 sei die Malerei eine „forza divina [...] quale fa li huomini assenti essere presenti [...]“; Alberti, *De Pictura*, Buch II, Einleitung, vgl. Alberti/Mallè 1950, S. 76. – Dürer/Rupprich 1966, Bd. 2, S. 112; freundlicher Hinweis von Sebastian Schmidt, Nürnberg.
- 29** Die Antike kannte Globen, bei ihrem erneuten Aufkommen um 1480/1530 spielt Antikenrezeption jedoch keine wirkliche Rolle.
- 30** So Mokre 2015, S. 116.
- 31** Rauwolff 1582, Widmung, S. „)(v.“ (sic!). Vgl. den Beitrag von Stephanie Armer im vorliegenden Band, Anm. 27.
- 32** Michalski 2011, S. 92, 94, Umschlagabb.
- 33** Schlögl 2014, S. 14.
- 34** Kat. 69, Kat. 71–76.
- 35** Boehrer 2010, S. 77–106.
- 36** Foucault 1966/1974, S. 83.
- 37** Viele Belege bei Schulze 1987, S. 292–300. Eine Reflexion über eine „Stunde Null“ um 1600 hinsichtlich eines neuen Modernitätsverständnisses in der Kunst bei Pfisterer 2011.
- 38** „La mayor cosa después de la creación del mundo, scando la encarnación y muerte del que lo crió, es el descubrimiento de Indias“ (López de Gómara 1552, Vorrede an Kaiser Karl V.).
- 39** WA 54, S. 265.
- 40** Pfinzing-Schale, Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg, HG 8397.
- 41** Seling 1980, Bd. 1, S. 48–49.
- 42** Beginnend mit Kris 1926.
- 43** Neudörfer/Lochner 1547/1875, S. 126.
- 44** Foucault 1966/1974, S. 84.